

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 19

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

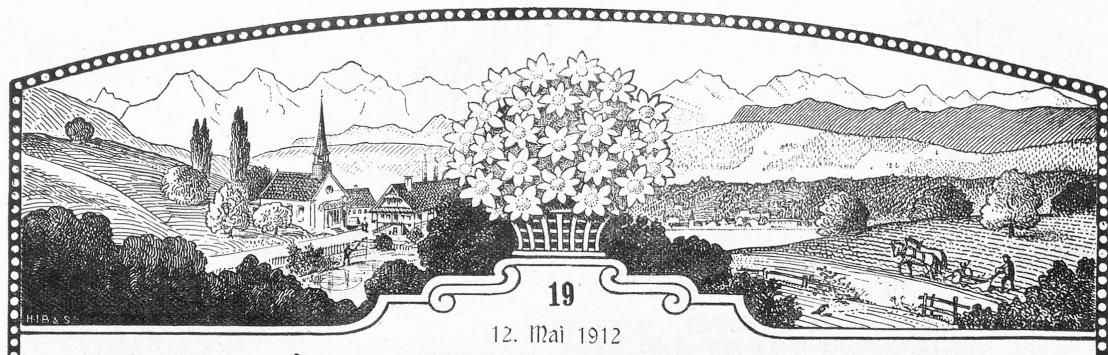
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Zum erschte Schuelgang.

Nachdruck verboten.

Dys Paradies isch d' Thinderstube
Und d' Eltre ds liebchste was es git,
e jede Tag bringt neu Freude.
Und Sunneschyn und Lache mit.

Bevor de's merksch so chunnt e Morge,
Wo du muech uf e Schuelwäg ga.
De chlopfe lys und geng chly luuter
Die erschte Sorge by dr a.

Jetz heift es still im Bänkli blybe.
Wenn d' Sunne no so fründlech lacht
Und über ds Heft und d' Buecher huuschet
Und ds Härzli wot und glüchtig macht.

Du wirsch dr Chopsi no mängisch stütze,
Mit Süüfze luege-n-umenand.
Und wärisch gärn daheim him Vater
Und drüctisch Muetters liebi Hand.

Bis tapfer! la dr Muet nid sinke
Und wirch d' Schuelstube-n-öppé zäng.
So wandere dys Sträfli wüter
Und dunks di mängisch no so läng.

Tue d' Wysheit als dy Fründin grüehe,
Los ihrem Wort und ihrem Rat.
Und sorg' daß i dr Seel cha rufe.
Zu edler Frucht die gueti Saat.

Isch d' Schuelznt wus, so gsehch e Brüggli,
Und wenn dr drüber gange bish.
So steijch de bald im Kampf um ds Läbe,
Dä meistens schwär und bitter isch.

No mängisch suechsch de ds andre-n-Ufer,
Und luegisch voll Heiweh wieder zurück.
Und chansch dr Wäg holt nie meh finde.
Z d' Schuelznt und i ds Juggedglück.

E. Wüterich.



Vom Zürcher Sechseläufen am 22. April: Hauptansicht des Festzuges.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

21

(Nachdruck verboten.)

„Ich bitte dich noch einmal in Margrits Namen um Verzeihung. Sie ist nichtzurechnungsfähig, und wird ihr Begehrungen später bereuen. Es ist das beste, du läßt sie gehen. Sie soll hinauf kommen zu mir, da ist Arbeit genug für sie. Diese, und die Erkenntnis, daß nicht sie die einzige ist, die zu leiden hat, wird das beste Heilmittel für sie sein. Willst du sie mir morgen schicken?“

„Margrit kann tun, was sie will, ich hindere sie nicht mehr.“

Uli fühlte, daß die Mutter tief gekränkt war. Auch Margrit empfand es. Aber ihr Herz war durch die Trauer um den Verlorenen so verloren, daß sie es seinem Aindten schuldig zu sein glaubte, zu verachten, was er verachtet hatte, und ein Haus zu verlassen, das für ihn eine Stätte der Demütigung gewesen, und aus dem er, trotz ihren Bitten, fortgewiesen wurde. Fort von ihr, die ihm Halt und Stütze gewesen. Für Margrit blieb ihre Mutter die unmittelbare Ursache von Alfons Tod.

„Mutter, wenn du ihn mir gelassen hättest! Wenn du uns hättest heiraten lassen!“ weinte sie.

„Davon will ich nun nichts mehr hören“, sagte Marie Zuberbühler hart. „Ich habe getan, was recht war. Es wird ein Tag kommen, an dem du mir wirst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mach dich fertig, morgen zu Uli zu ziehen. Möchtest du ihm eine Hilfe sein?“ Sie stand mit herabhängenden Armen vor Margrit, die wieder zusammengekauert auf dem kleinen Stuhl vor ihrem Altar saß, die hellgrauen, leidenschaftlichen Augen auf Dr. Wezingers Bild gerichtet. Die Umrisse ihrer Haare waren nicht mehr zu unterscheiden in der Dunkelheit, nur ihr weißes Gesicht mit den starren Augen sah Uli, als er Abschied nehmend seiner Schwester die Hand reichte.

Mutter und Tochter sprachen lange kein Wort, als er fort war. Es war eine Scheidung zwischen ihnen. Endlich sagte Margrit: „Ich hätte schweigen sollen.“

„Nicht, daß du es sagtest, schmerzen sollst.“

„Für dein Denken kann ich nichts.“

„Nein, dafür kannst du nichts, aber daß du so denkst, daß du so feindlich gegen deine Mutter gefühlt bist, das verdanke ich doch wohl den Lehren“ —

„Ich kann es nicht hören!“ schrie Margrit. „Über allem steht meine Liebe. Wertvoller als alles ist mir sein Aindten. Das darfst du mir nicht zu trüben versuchen.“

„Es ist gut, daß wir auseinandergehen,“ sagte Marie Zuberbühler. „Gute Nacht, Margrit.“

„Gute Nacht, Mutter.“ Sie drehte den Kopf nicht nach ihrer Mutter, und Marie Zuberbühler sah sich nicht nach ihrer Tochter um. Sie fühlte, daß sie sie verloren hatte. —

Im Laufe des nächsten Morgens fuhr Teufi Margrit hinauf zum Friedberg. Der Abschied daheim war kurz gewesen.

Es schien ihr, als werde ihr leichter, kaum daß sie den Treuhof hinter sich hatte. Sie atmete erleichtert auf, als sie auf der Landstraße dahinrollte.

„Teufi gehst du auch fort,“ wandte sich plötzlich der schweigsame Teufi an sie, seine blauen Pupillen ihr zuschielend. „Eines nach dem andern läßt ihr die Mutter allein. Wie ein Feldherr ist sie, dessen Stab in das feindliche Lager übertritt.“ Margrit antwortete nicht.

„Der Uli kommt her und übernimmt den Friedberg. Sift heiratet den Apotheker. Teufi gehst du hinauf, und hättest daheim Arbeit genug.“ Margrit zuckte die Achseln.

„Sollen wir der Mutter helfen Kranke heilen? Sie kann es ohne uns.“

„Ja, das kann sie!“ rief triumphierend der Bucklige. „Sie braucht keines von euch. Niemand braucht sie. Ihr könnt ihr Steine in den Weg werfen, so viele ihr wollt, ihr haltet sie nicht auf! Die geht vorwärts und vorwärts, und wird berühmter und reicher, und während ein Dutzend auf sie schimpft und sie verachtet, beten Tausende für sie und danken Gott für ihre Heilung durch Marie Zuberbühler. Und wenn sie mit ihren Kindern an ihr vorbeigehen, so heben sie die

Kleinen in die Höhe und sagen: „Seht, seht! Da geht sie! Das ist die Marie Zuberbühler!“ Was weiß man im Lande von eurem Friedberg? Nichts! Aber die Wunderdoktorin kennt man weit über die Grenzen hinaus, schier wie eine Königin!“ Teufi schwieg. Er sah Margrit nicht mehr an. Ihr war das gleichgültig, sie nahm den Buckligen sowieso nicht für voll. Mochte er reden.

XII.

Die Tage des Winters waren gezählt. Schon sah der Frühling vorwiegend durch die Lücken des grauen Nebelschleiers, der den Himmel umspannte. Da und dort hörte man einen Vogel singen. Er mochte die Liebeszeit kaum erwarten. Dick geschwelt waren die Knospen des Friedlers. An schönen Tagen holten die Schulbuben ihre Marmeln hervor und wurden die Wickelkinder unter blauen Schleieren an die Sonne getragen.

Schnee lag nur noch auf der Schattenseite der Maulwurfs hügel, den Mauern der Gärten entlang und unter dunklen Tannen. Das Braun der Wiesen verwandelte sich langsam in Grün, und die Knaben und Mädchen von Blumental trugen ihre Schlitten mit wehmütigem Seufzen endgültig in den Schuppen.

Und bald darauf stand das Land in Blüte. Blütenenschnee fiel von den Kirsch- und Birnbäumen, und der Wind wehte die feinen, runden Blättchen weit über die Felder und ließ sie sacht auf den jungen Weizen fallen oder auf neugierige Kartoffelstäudelein, die eben erst das Licht der Welt begrüßt und sich wunderten, daß sie so schön sei.

Und im Walde wurde aus jeder Tanne ein Christbaum, als hätte sich der liebe Gott versehen und Weihnachten in den Frühling verlegt. An jedem Ast stand die Purpurblüte wie ein blutrotes Kerzlein in die Höhe und glänzte in der Sonne, je höher oben, um so leuchtender. Und wer von dem Wunder wußte und hinaufschau zu den ernsten Bäumen, der freute sich über ihren Schmuck, und es fiel ihm trotz der linden Lust und trotz der vielen lieben Blumen auf den Matten das alte Weihnachtskleid ein: Ehre sei Gott in der Höhe.

Es war Sonntag. Auf Uli Zuberbühlers Gesicht spiegelte sich nichts von der Frühlingsherrlichkeit um ihn herum. Er ging still seines Weges, dem Doktorhaus zu. Seine Augen, die sonst für die Schönheit der Natur so empfänglich waren, hielt er auf den Boden geheftet. Er war in großen Sorgen, denn er stand vor der Notwendigkeit sich eingestehen zu müssen, daß sein Werk, das er mit so viel Liebe und Begeisterung begonnen, am Scheitern sei. Die Entwicklung des Friedberges entsprach den Hoffnungen nicht, die man auf ihn gesetzt hatte.

Langsam war die Zahl der Patienten zurückgegangen. Unmerklich fast und doch deutlich fühlbar.

Die großen Räume standen halb leer, der Frauenraum war geschlossen worden. Die Hälften der Angestellten des Hauses waren überflüssig. Uli beendete seinen täglichen, ärztlichen Rundgang schneller und schneller, und immer öfter stellte er die alte Frage an Schweifer Lydia: Sind Anmeldungen zu vermerken? Und immer öfter erhielt er die Antwort, die schon Dr. Andermatt sich zu hören befürchtete: „Nein, es ist niemand gekommen.“

Sein Herz sah sich zusammen, wenn er diese Worte vernahm. War es denn möglich? Sollte alle seine Mühe umsonst gewesen sein? Seine Arbeit, seine Treue, seine Sorge um jeden einzelnen umsonst? Die großen Geldopfer umsonst? Sollte ihm so bald und so ganz mißlingen, was er so zuversichtlich unternommen?

Er hatte die Zähne zusammengebissen und seinen Mut immer wieder aufgepeitscht. Er hatte die Nacht zum Tag gemacht und seine Arbeitskraft zur Arbeitswut geteigert. Unzählige Male krähte der Hahn, wenn er sich zur Ruhe begab, und krähte er, wenn er an die Arbeit ging. Umsonst. Alles umsonst. Der Friedberg verödete.

Schon flüsterte man es sich zu im Land herum: Wüßt ihr es schon? Habt ihr es schon gehört? Auf dem Friedberg geht die Sache den Krebsgang. Und bald pfiffen es die Spatzen vom Dach: Es ist aus, es ist aus, es ist aus mit ihm.

Uli trat der Schweiß auf die Stirne, trotzdem es kühl vom See herwehte. Er riß seinen Rock auf und das Tuch aus der Tasche, und wischte sich die Tropfen, die ihm die Angst, die Sorge und die Scham ausgepreßt, von seinem maligen Gesicht.

Und wie Uli ging auch Schwester Lydia in schwerer Trübsal herum. Sie suchte ihr Lager nicht auf, ohne Gott inbrünstig anzuflehen, er möge ihr Haus schützen und es in seine Obhut nehmen. Sie bat und bettelte, er möge seine Hand ausstrecken und die Feinde des Krankenhauses vernichten. Sie betete in Angst, aber auch in Zorn und Haß, und wußte es nicht.

Sie betete nicht nur des Morgens und des Abends, sondern wo sie ging und stand, stieg ihr Flehen zum Himmel: Herr, Herr, so kommst du uns nicht verlassen. Herr, hilf deinen Knechten, die die Geißelungen auffrichten und die Aermsten heilen wollen. Herr, Herr, laß uns nicht zu Schanden werden.

Ihre geröteten Augenlider blinzelten unaufhörlich, und ihre Hände falteten sich, wo sie auch war. Sie arbeitete über ihre Kräfte, übertrieb die Nachtwachen und lag, auch wenn ihre Ruhe gekommen, wach im Bett, und verzehrte sich im Kummer um ihr Haus.

Aber es änderte sich nichts, die Zahl der Kranken schmolz immer mehr zusammen. Einen Monat um den andern hoffte man, eine Woche um die andere wurden Arzt und Pfleger mutloser, einen Tag um den andern sah man es deutlicher, unumstößlicher, hoffnungsloser: Es war alles umsonst.

Uli ging langsam. Er stand an einem Ameisenhaufen still. Unendlich wichtig und geschäftig hantierten die kleinen Wesen, und bauten und gründeten, und trugen Material herzu zu ihrer vielverschlungenen, unterirdischen Wohnung. Ja, ja. Er lächelte schmerzlich. Ein einziger Fußtritt würde den Fleiß des eifigen Bölkens zerstören, vor einer rohen Faust zerstob, was sie in langen Tagen zusammengetragen. Wozu die viele Arbeit?

Wie gerne war Uli sonst den Waldweg gegangen. Jetzt war es ihm verbittert. Er durfte ja weniger als je daran denken, Madelene an sich zu binden. Was ihr damals seine heißen Augen verraten, durfte sein Mund nicht aussprechen.

Sein ehrlicher Blick mußte ihrem fragenden ausweichen. Er durfte die Trauer nicht sehen, die die Beilchenfarbe der schönen Mädchenaugen trübte. Er durfte sie, die er liebte, nicht bitten, ihm zu vertrauen, und mußte hoffen, daß sie ihm dennoch glaube.

Er irrte sich nicht in Madelene. Sie ließ sich von seinem Schreien nicht beirren, und wartete in Liebe auf das erlösende Wort.

Von ihrem Vater mußte sie, welche Sorgen Uli drückten, und wie schlecht auf dem Friedberg alles stand. Sie verstand, daß er nicht reden konnte und hielt sich mit Trost und Hilfe anspruchlos zur Seite.

Die Hoffnung, die an jenem schönen Freitag in ihrem Herzen wach geworden, barg sie tief in ihrem Herzen wie einen kleinen Edelstein, dessen Besitz sie bezüglich, und den sie sich durch die trostlose Gegenwart nicht trüben ließ.

Uli sah es, daß sie mit ihm litt, und fühlte sich schuldig, dies junge, sonnige Leben beschattet zu haben. Er hätte vorsichtiger sein sollen, zurückhaltender, weniger egoistisch in seiner Freude über seine junge Liebe. Aber damals hatte er geglaubt, nur mit Wochen rechnen zu müssen. Er hatte sich seiner neuen Wirklichkeit und seiner beginnenden Belebtheit gefreut.

Er seufzte schwer. Er gedachte seiner Privatpraxis, die sich ebenfalls nicht weiter entwickelt hatte.

Es war ihm am Anfang mancher aus Neugierde zugeschauten, aus Familienkreis, aus dem Orange nach Abwechslung. Das Landvolk war aber nicht gekommen und als Landarzt war er, wenigstens zum Teil, auf die Bauern angewiesen.

Die kleine Stadt am See hatte eigene Aerzte. Doch war ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen, da sie sich neben Marie Zuberbühler nicht halten konnten.

Wenn Uli an seine Mutter dachte, so war es ihm jedesmal, als berührte er eine Wunde. Er durfte gar nicht daran denken, daß sie die Ursache war, daß ihm der Boden unter den Füßen wisch.

Die Unabhängigkeit an sie wehrte sich in heftigem Kampfe gegen das Gefühl der Erfaltung, das ihm gegen das Herz troch. Nein, so niedrig wollte er nicht sein! Das sollte ihm, Uli Zuberbühler, nicht geschehen, daß sein Herz sich in Mißgunst von seiner Mutter abwandte. Das durfte nicht sein.

Ulis gerechter Sinn und seine vornehme Denkungsart wandten sich hilflos in dem Zwiesel.

Er wiederholte es sich täglich, daß sie das Recht habe zu praktizieren wie er, daß sie da gewesen war, ehe er kam, daß sie ihn gewarnt hatte, und daß er nicht geglaubt.

Es war bitter für ihn, sich sagen zu müssen, daß seine Mutter eben Erfolg gehabt hatte, und er nicht. Bitter war auch das Bewußtsein, daß er sich jahrelang gemüht, sich schweren Prüfungen unterzogen, gelernt und geforscht hatte, erreicht in seinem Fach was zu erreichen war, und daß er doch unterlegen mußte, während seine Mutter ohne Kenntnisse, ohne Mühe und Studium, nur aus Marie Zuberbühlers Gnaden im Land herrschte, und ihm und seinem Werk den Lebensnerz zerstört.

Er mußte immer wieder daran denken, so sehr er sich auch wehrte. Der Stachel, der am tiefsten saß, ihn am sehnlichsten verwundete, war der Gedanke, daß alle Erfolge der Mutter eben doch auf der Dummheit der Leute, zum mindesten auf ihre Schwäche und Neigung zum Wunderglauben fußten, und daß das ganze himmelanstrebende Gebäude hohl sei, keinen festen Grund und Boden habe, und keine Berechtigung.

Wie hatte Dr. Andermatt gesagt? Wie ein Kloß sitzt sie vor einem Krankenbett! Ja, und wie ein Kloß saß sie ihm im Weg. Es schien ihm, als kämpfe er mit dem Waffen eines Zwerges, so ohnmächtig kam er sich vor seiner Mutter gegenüber.

Uli ballte die Faust und preßte sie gegen die Stirne: Ein schlechter Kerl werde ich noch über dem allem!

Er war an des Doktors Haus angekommen und zog die Klingel. Sofort kamen elige Schritte die Treppe herunter. Madelene öffnete, begrüßte ihn und führte ihn in das Stüdzimmer, wo der schwarze Kaffee gereicht werden sollte, und ein zierlicher Tisch gedeckt war, mit Nyontäschchen, die mit purpurfarbenen Blumen und seinen Goldarabesken geschmückt waren. Sie stammten noch von der Urgroßmutter her.

Herzlich wurde Uli begrüßt. Vom Sofa, wo sie neben Frau Dr. Andermatt saß, sprang Sussi in die Höhe und ihm entgegen.

„Bist du da?“ fragte Uli erfreut. „Und Alfred?“

„O, er war so müde, daß er nach Tisch einschlief. Da langweilte ich mich daheim und kam hier herauf. Die Straße ist ja ganz trocken.“ Sussi sah so mädchenhaft aus wie am Tage ihrer Hochzeit. Sie nahm den Bruder in ihrer lebhaften Weise ganz in Beschlag und sprudelte:

„Denk, Uli, jetzt gehe ich jede Woche nach Zürich, zu einem der ersten Porträtierten, und male bei ihm. Er sagt, ich hätte viel Talent,“ fügte sie kindlich hinzu.

„Das freut mich für dich, Schwesterlein,“ sagte Uli. „Und Alfred, was sagt er dazu, daß ich allein läßt?“

„Ach, weißt du, wir essen ja bei den Eltern, da ist er nicht allein, wenn ich fort bin. Es ist ihm recht, wenn ich mich zerstreue. Er ist manchmal so langweilig.“

Frau Dr. Andermatt befragte Sussi über einige gemeinsame Zürcherbekannte, und erzählte von ihrem Aufenthalt in der hübschen, von endemigem Geist durchwehten Stadt, befordernd von einer schönen, stimmungsvollen Theateraufführung, der sie beigewohnt: Gyges und sein Ring. Sie schätzte das Schauspiel lebhaft und anschaulich.

„Gyges hat mich aber doch geärgert, daß am Schluß der Gyges ja um sein Glück betrogen wird. Er war von A bis Z der Narr im Spiel.“ Die andern lachten ob ihrer drastischen Ausdrucksweise.

„Der Edle ist oft der Narr im Spiel,“ sagte Dr. Andermatt. „Und nicht nur im Gyges, der wenigstens nicht gegen die Gemeinheit zu kämpfen hatte. Der zu unterliegen ist wohl das Schmerzliche.“

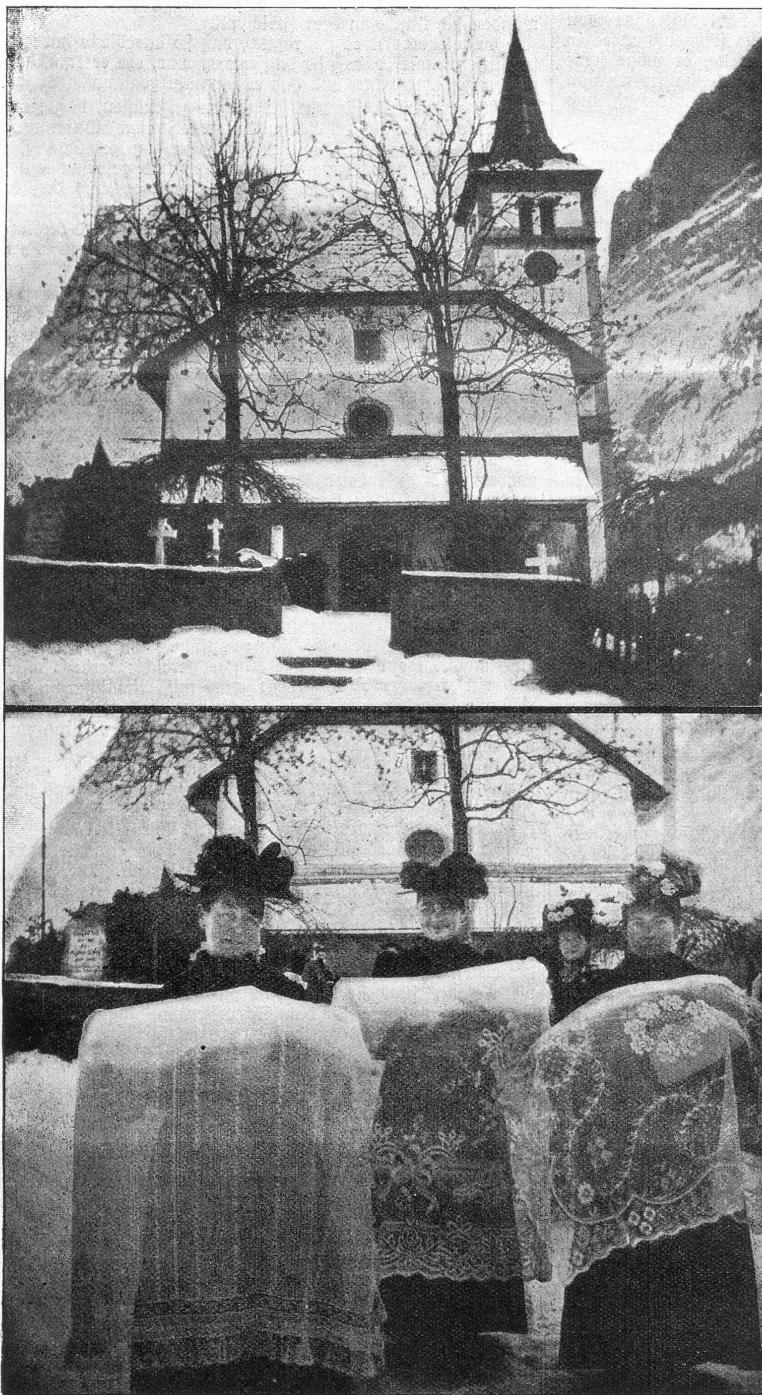
„Unterliegen müssen ist immer schwer,“ sagte Uli. Es entstand eine Pause. Alle wußten, was er meinte.

„Ihr Unterliegen, lieber Uli, ist nur ein Neuerliches. Sie lieben unter Verhältnissen, die stärker waren als wir beide,“ tröstete Andermatt.

„Ich komme mir vor wie Don Quichotte.“

„Nun, Windmühlen sind es nicht, gegen die Sie kämpfen.“

„Ein jeder, der einen Kampf unternimmt, dem er nicht



Die Kirche in Grindelwald.

woselbst Herr Pfarrer Straßer sel. während 30 Jahren wirkte. Unten seine Pfarrkinder, drei neue Weltbürger tragend, die eben aus der Kirche kommen, wo sie von Hrn. Pfarrer Straßer getauft wurden. Es war dies eine seiner letzten Amtshandlungen.

gewachsen ist, kämpft im Grund gegen Windmühlen," rief Uli.

„Ist im Friedberg noch alles beim Alten?" fragte der Arzt, der den ganzen Winter über Uli als treuer Freund zur Seite gestanden.

„Es geht rasch abwärts, da ist nichts zu bejähnen." Uli preßte die Lippen zusammen. Er hatte seine Tasse nicht angerührt. Madelens Gegenwart quälte ihn, und dennoch geizte er mit den Minuten in denen er bei ihr sein durfte. Er wollte sich die kurze Zeit des Zusammenseins nicht durch Mißgeschick verbittern lassen und fragte ablenkend Suſi, wie es ihr gehe.

„Es ist nicht alles Honig," sagte sie zu aller Erstaunen. Ihr kindliches Gesicht verdüsterte sich fragend, sah Uli ihr ins Gesicht. Sie schwieg. Nach einer Weile fragte sie: „Wie geht es der Mutter?"

„Das wollte ich dich fragen, Suſi. Ich habe sie lange nicht gesehen. Gehst du denn nicht öfters zu ihr?"

„Nein", sagte Suſi. „Sie haben es nicht gern bei uns. Und es ist ja auch wahr daß die Mutter unsere Apotheke furchtbar schädigt. Wir leben doch von den Bauern und wenn die nicht mehr kommen, sondern alle bei Mutter den ‚Erlöser‘ kaufen, kann die Apotheke nicht mehr bestehen", erklärte sie mit vieler Sachkenntnis.

„Darum solltest du die Mutter nicht vernachlässigen," sagte Uli. „Sie ist doch deine Mutter, und Apotheker Amman ist reich genug, um jeden Tag zuzumachen, wenn seine Apotheke nichts mehr abwirft."

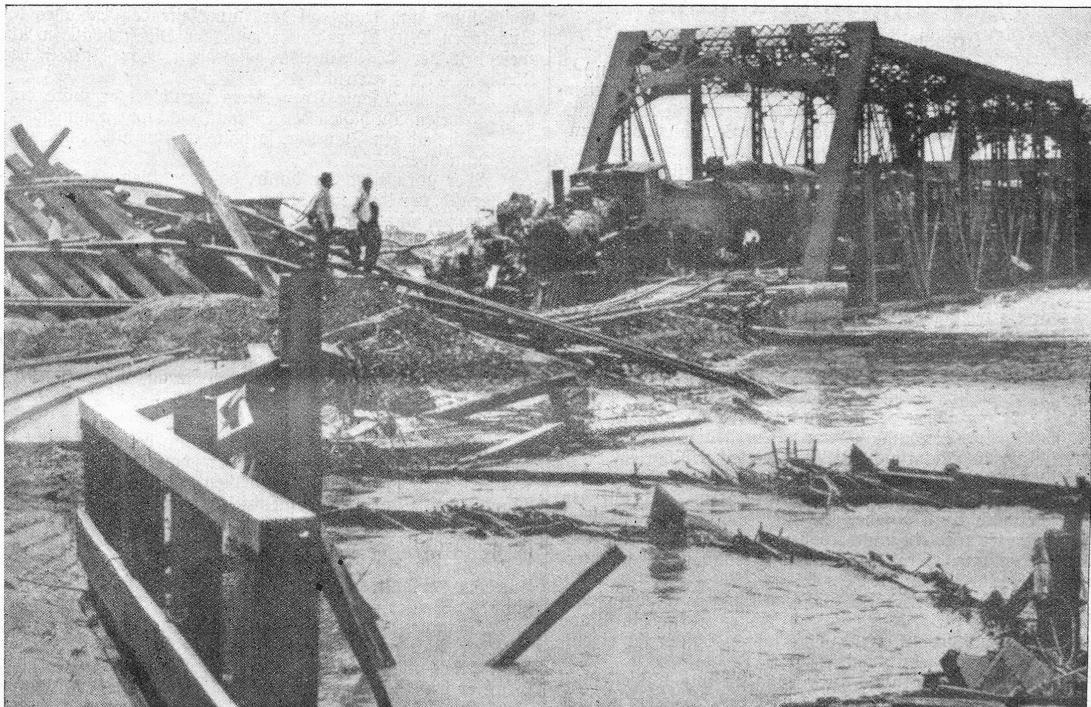
„Das tut er nicht. Er sagt, daß er das Feld nicht räume, sieber wolle er krepieren." Sie sprach das Wort gewichtig aus.

„Das ist deines Schwiegersvaters Sache, darum solltest du dich nicht von der Mutter zurückziehen." Suſi verlegte der Tadel.

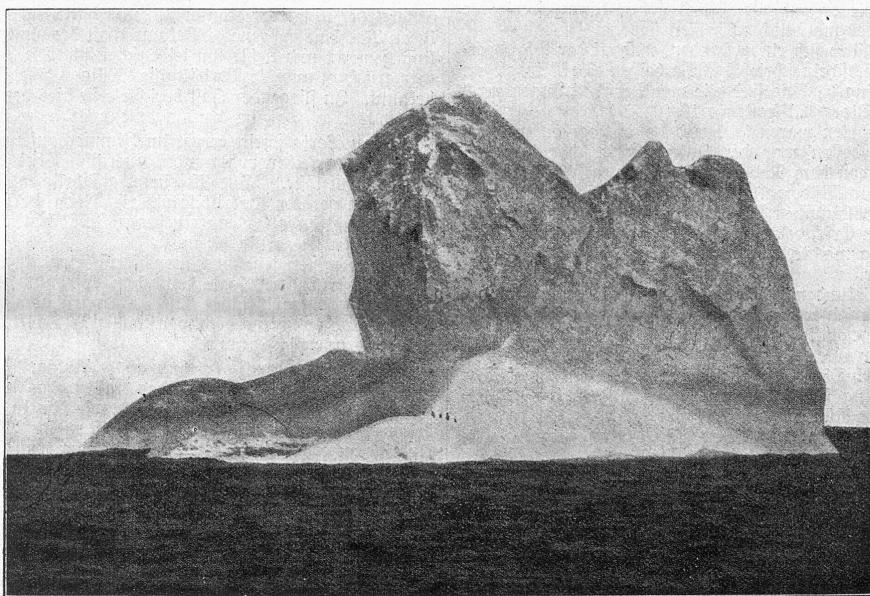
„Und du?" fragte sie. „Gehst du denn zu ihr?"

„Selten", gab Uli zu. „Aber das ist etwas anderes. Mein Beruf geht mir über alles, und ich bin durch den Treuhof lähm gelegt. Ich kann meine Kräfte nur halb gebrauchen, bald werden sie im Spital überflüssig. Und dann ist es für mich Überzeugungssache, daß Mutter mit der Art ihres Kurierens im Unrecht ist. Darum kann ich sie nicht aufzuführen. Auch darf ich als Leiter und Vertreter des Friedbergs nicht, den der Treuhof zum zweitenmal unter seine Füße tritt. Die Liebe zu meiner Mutter hat mit dem allem nichts zu tun." Ulis Ehrlichkeit machte zu den letzten Worten Einwendungen.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Hochwasser-Katastrophe des Mississippi: Die zerstörte Eisenbahnbrücke bei der Stadt Memphis. Über zwölf Städte wurden teilweise zerstört und 257 000 Einwohner obdachlos.



Verderbenbringender Eisberg im Atlantischen Ozean.

An einem solchen ist die *Titanic* zugrunde gegangen. Acht Stunden vor dieser furchterlichen Katastrophe wurde er vom Dampfer „Amerika“ passiert, worauf die „*Titanic*“ telegraphisch gewarnt wurde; sie verdankte die Meldung und rannte nachher doch mit dem Eisberg zusammen.

Der Amethystschmuck.

Kriminal-Novellette von L. Segel.

(Nachdruck verboten.)

Den Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, einen weiten Lodenmantel um die Schultern, der seine Gestalt unkenntlich machte, betrat ein Mann das Pfand- und Leihhaus von Jonathan Wirt.

Eine trübe brennende Lampe erhelleste notdürftig die alte Haussiede. Der Fremde öffnete die zunächst liegende Tür, die ein Schild trug mit der Aufschrift: Geöffnet von morgens 9 bis abends 7 Uhr, und trat ein. Es war ein langes, schmales Zimmer und ebenso dürtig erhellte wie der Flur. Vom Schreibtisch, das in der Nähe des verhangenen Fensters stand, sah Jonathan Wirt auf, der dort saß, die Feder in der Hand. Er war ein weisbärtiger, aber noch rüttiger Mann und stand im Ruf, auch ein redlicher Mann zu sein. Weshalb die Leute feber zu ihm kamen, als zu den übrigen Pfandverleihern der Stadt.

„Ich wünsche diesen Schmuck zu versetzen, bis — bis ich ihn wieder einzulösen vermöge, hob der Fremde an. Er hatte gedämpft gesprochen und offenbar mit verstellter Stimme, und dabei ein Schmucketui vor den Pfandverleiher hingelegt.

Dieser hatte sich die Brille zurechtgerückt und heftete den etwas müden, und doch brennenden dunklen Blick auf den Sprecher und dann auf den Schmuck, nachdem er das Etui geöffnet. Es war ein wunderbares Amethystkollier mit starker Goldfassung. Trotz der trüben Beleuchtung erschimmerten die Steine in zauberhaften Glanze.

Jonathan Wirt hatte während langer Geschäftsjahre schon manches gleich kostbares und schönes Kleinod in Pfand genommen und so viel erlebt und erfahren, daß er sich eigentlich über nichts mehr wunderte.

In diesem Augenblick aber ging es wie Betroffenheit über seine sonst ehern erscheinenden Züge. Scheinbar um den Wert des Pfandobjekts zu prüfen, wandte er den Schmuck auf die Innenseite und dabei schnell und scharf den Blick auf die platigearbeitete Platte des Schlosses. Eingraviert trug sie die Buchstaben D. v. R. und darüber eine Krone.

Rubig legte er darauf den Schmuck in das Etui zurück, heftete abermals den Blick auf den Besucher und nannte ihm die Summe, die er auf das Pfand geben könne, sowie die Zinsen, die jener monatlich zu zahlen habe.

Dieser erklärte sich einverstanden, worauf der Pfandverleiher den Pfandschein schrieb. „Wie heißen Sie?“ fragte er. „Armand Belling.“ „Was sind Sie von Beru?“ „Ingenieur.“ „Wo wohnen Sie?“ „Uferstraße 10.“

Die Antworten waren leise und hastig gegeben worden. Während dessen war der Jutevorhang, der das Geschäftszimmer vom Nebenraum trennte, geöffnet worden und ein blonder Mädchenkopf im Rahmen erschien. Zwei wunderschöne Blaualmägen sahen mit höchstem Erstaunen und zugleich hastigem Erstrecken auf den Besucher. Als dieser jetzt eine Bewegung machte, verschwand der Mädchenkopf blitzgeschwind wieder.

Wenige Sekunden später war der Gast gegangen und Jonathan hatte seiner Gattin gerufen. Sie war seine zweite Frau, ebenso geschäftskundig wie er selber und in allen Sachen seine Vertraute.

„Berta, sieh Dir mal diesen Schmuck an! Ein angeblicher Ingenieur Belling hat ihn gebracht. Sieh auch das Monogramm auf der Rückseite des Schlosses.“

Frau Berta hatte nur einen Blick darauf getan, als sie das Collier hastig wieder hinlegte.

„Jonathan, das ist ja . . .“ stammelte sie erschrocken. Er nickte und wühlte in dem Packen Zeitungen, die verstreut auf einem Papierkorb lagen. Endlich zog er das gesuchte Blatt hervor und fand die gewünschte Stelle.

„Jonathan, ich begreife nicht —“

„Dah ich den Schmuck genommen habe?“ fiel er ein. „Du bist doch sonst eine kluge Frau, Berta! Ich habe den Schmuck genommen, um den Namen und die Wohnung des Lebverbringers zu erfahren. „Nur so kannst Du ihn der Polizei ausliefern, ich verstehe,“ nickte Frau Berta.

„Hast Du die Notiz da, Jonathan? Lies noch einmal, ob die Beschreibung auch wirklich stimmt.“

Er las: Aus der in Kaiserstraße Nr. 44 belegten Wohnung der türkisch hier zugereisten Frau Baronin von Reisner

ist ein Amethystkollier gestohlen worden. Daselbe hat starke Goldfassung und trägt auf der Innenseite des Schlosses die Buchstaben D. v. R. nebst Krone. Der Diebstahl ist in Abwesenheit der Eigentümerin geschehen. Vor Ankauf des Kleinods wird gewarnt.“

„Jonathan,“ sagte Frau Berta unruhig, „es wäre doch besser gewesen, Du hättest den Schmuck nicht angenommen —“

„Wäre ich ein Juwelier, so hätte ich ihn nicht angenommen, nun aber —“

„Wer garantiert Dir dafür, daß der Dieb — ich meine der Mensch, der ihn gebracht hat — nicht einen falschen Stand und Namen angegeben hat? Ach, was schwach ich da für dummes Zeug! Natürlich hat er falsche Angaben gemacht und Du bekommst die 50 Mark, die Du ihm auf das Pfand gegeben hast, nicht wieder.“

„Wie heißt — nicht wiederbekommen? Bestimmt werde ich mein Geld wiederbekommen und ich denke, mit guten Zinsen! Wird doch die Frau Baronin von Reisner einen hohen Finderlohn ausgesetzt haben. Nun — und bin ich nicht der Finder?“

Frau Berta wiegte bedenklich den Kopf; die Sache gefiel ihr nicht.

„Und wenn der Dieb garnicht Belling heißt und nicht in der Uferstraße wohnt? Vielleicht ist er schon über alle Berge!“

„So vermag ich sein Signalement anzugeben,“ sagte der Pfandverleiher. Langsam aber gleichzeitig nach seinem Hut.

„Ja, geh, Jonathan,“ drängte seine Frau. „Halt!“ rief sie plötzlich und hielt ihn am Rockknopf fest.

„Warum hat der Mensch das Kollier nicht bei einem Juwelier verkauft, der ihm doch eine höhere Summe gezahlt hätte?“ „Weil er fürchtete, dort rascher entdeckt zu werden —“

„Jonathan — sag' nur noch, sah er aus wie ein Dieb?“

Der Pfandverleiher zog die Schultern und die Brauen hoch. „Was nützt mir das Aussehen, ob's gut ist oder böse, wenn er doch bestimmt ein Dieb ist? Und hier ist's sonnenklar. Nun aber schnell . . .“ Da teilte sich der Jutevorhang. Leichenbläß, mit großen, angstfüllten Augen und erhobenen Händen eilte ein junges, schlankes, blondes Mädchen herein und umklammerte den Arm des Pfandverleiher.

„Um Gottes willen — Siebenvater, — er ist kein Dieb! Armand Belling ist kein Dieb!“ rief sie mit bebender Stimme. Es war Else Stephan, die Tochter Frau Bertas aus deren erster Ehe. Sie war Kontoristin und hatte auf ihren abendlichen Nachhausewegen die Bekanntschaft des Ingenieurs Belling gemacht und liebte ihn leidenschaftlich. Die Bekanntschaft war erst kurz und die Verhältnisse Bellings Else Stephan unbekannt. In fliegendem Haß berichtete sie dies den Eltern und verhöhnte nicht, daß sie den Ingenieur liebte — heftig liebte.

Frau Berta schritt erregt im Zimmer auf und ab, indes der Pfandverleiher ruhig aber energisch Ifses Hände vom eigenen Arm löste. „Else ist einem gefährlichen Menschen in die Hände geraten, das ist klar!“ rief Frau Berta aufgereggt. „Das kommt davon, wenn ein junges Mädchen abends allein geht!“ fügte sie zornig hinzu.

„Wir wissen jetzt wenigstens, daß seine Angaben richtig waren, desto besser,“ sagte Jonathan Wirt und schritt schnell zur Tür. „Bater!“ schrie Else, „Du wirst doch einen ehrenhaften Mann nicht verdächtigen wollen? Das wirst Du ihm nicht und mir nicht antun!“

Der Pfandverleiher wehrte ab. „Ruhig, Mädchen, Gefühlszettel gelten hier nichts, das Kollier, das dieser Belling mir gebracht hat, sieht genau so aus wie das in der Zeitung beschriebene entwendete Kollier. Es ist meine Pflicht, davon Anzeige zu erläutern.“ Die Tür fiel hinter dem Sprecher zu. Else, sich aufrappend, eilte plötzlich hastig hinaus und auf ihr Zimmer. „Sie will sich ankleiden und diesen Belling warnen,“ murmelte Frau Berta. Sie war eine tatkräftige Frau. Als Else bald darauf ihr Zimmer verlassen wollte, fand sie zu ihrem Entzücken, dieses verschlossen.

In der Frühe des nächsten Morgens betraten zwei Polizisten das Haus Uferstraße 10 und klopften an diejenige Tür, die eine Bistensarte trug mit der Aufschrift: Armand Belling, Ingenieur. Auf das Geräusch der Schritte hin, kam die Hauswirkin gelauft.

„Mein Gott!“ rief sie erschrocken, als sie die Uniformen sah, „was wollen Sie von Herrn Belling? Der schlafst noch.“

„Gut, daß der Vogel noch nicht ausgeflogen ist,“ lachte der ältere der Polizisten spöttisch. „Was können Sie uns über

seine Geldverhältnisse sagen? Bei wem ist er in Stellung? Zur Zeit ist er bei niemandem in Stellung. Ich glaube, er hat sich mit seinem früheren Brotherrn entzweit. „So — so. Wie lange ist er bereits stellenlos?“ „Ein Vierteljahr mag's wohl sein —“ „hat er Ihnen denn die Zimmermiete bezahlt?“ „Den letzten Monat nicht. Aber gestern abend zahlte er mir mit einem 10 Mark drauf an.“ „So — gestern Abend. Und wissen Sie sonst noch?“ Die Tür öffnete sich und der Ingenieur Belling im Schlafrack, die Haare noch ungeordnet, sah heraus.

„Ist jemand da, der mich sprechen will, Frau Wille? dann lassen Sie ihn herein.“

Die Polizisten traten vor und wurden damit erst von Belling gemahnt. Er stützte und seine Brauen runzelten sich. Sie wollen doch nicht etwa zu mir?“ fragte er und es klang gereizt. „Davoohl, Herr Ingenieur; wir kommen in amtlicher Sache,“ nahm der ältere das Wort und bevor noch Belling es hindern konnte, waren die Polizisten in sein Zimmer getreten. „Ich habe nichts mit der Polizei zu tun!“ hörte die erschrockene Frau Wille ihren Mieter sagen, dann schloß sich die Tür. „Aber die Polizei mit Ihnen, Herr Ingenieur!“ kam die Erwidерung. „Ich fordere Sie auf, sich schnellstens anzuleiden und uns zu folgen. Widerlegen Sie sich, so sind wir beauftragt, vorzugehen. Was das bedeutet, wissen Sie wohl.“ Auf dem seingesetzten Gesicht des Ingenieurs erschien Zornesröte. Er richtete seine schlanken Gestalt hoch auf.

„Ich weiß nur, daß man es wagt, in unverschämter Weise einen anständigen und gebildeten Mann anzugreifen. Ich verlange zu wissen, aus welchem Grunde dies geschieht. Anderenfalls verklage ich die Polizei wegen unbefugten Eindringens in meine Wohnung.“

„Oho, Herr Ingenieur, Sie führen eine kühne Sprache! Das dürfte Ihnen teuer zu stehen kommen! Ich rate Ihnen, einen anderen Ton anzutragen —“

„Bekomme ich nun endlich zu hören, um was es sich handelt?“ gebot der Ingenieur und ließ die Hand mit hartem Aufschlag auf die Tischplatte sinken. Seine Art reizte den Polizisten zur Wut. „Um das Amethystkollier, das Sie aus der Kaiserstraße 44 gestohlen und darauf beim Wandverleiher Wirt verlebt haben, mein fauler Herr Ingenieur!“ schrie er grob. Gleichzeitig hatte er seinem Kollegen einen Wink gegeben und im nächsten Augenblick war der ahnungslose Belling gefesselt. Wenige Minuten später fuhr eine Droschke vom Hause fort. Händlernd sah die Hauswirtin dem Geföhrt nach.

Die Verhaftung des Ingenieurs Belling machte allgemein Aufsehen. Man erzählte sich, er sei aus angefeindeter, aber verarmter Familie und habe eine Mutter und noch unverehrte Geschwister zu unterhalten. Er habe mit einem gewissen Stolz seine Armut getragen, denn schlecht sei es ihm auch ergangen, als er noch die Anstellung inne gehabt, weil eben die Ausgaben die Einnahme überstiegen. Sein erregbares Temperament und schnell vorgehende Art hatte verschuldet, daß er sich mit seinem Vorgesetzten überworfen hatte und die Stellung ihm gefährdet wurde. Dies war um so trübender, da Belling sich mit einer technischen Erfindung trug, zu deren Ausführung er Geld brauchte, wie er selbst gesagt. Alle diese Umstände mochten den unglücklichen jungen Mann auf die abschüssige Bahn geführt haben und seine Impulsivität schuld sein, daß er mit dem gestohlenen Kollier so unwirtschaftlich verfahren war.

Ein Zweifel an der Schuld des Angeklagten schien ausgeschlossen. Leider hatte man der Eigentümerin selbst das Kollier noch nicht vorlegen können, denn sie war auf einige Tage verreist. Aber ihre Tochter hatte den von Belling verseherten Schmuck als denjenigen ihrer Herrin erkannt. Der Beschuldigte stellte durch seine stolze und Empörung spiegelnde Wesensart von vornherein seine Sache schlecht. Das erste Verhör brachte Überraschendes ans Licht; leider aber wurden die Angaben des Beschuldigten nicht geglaubt. Belling hatte die an ihn gerichteten Fragen ignoriert und frei geaprochen: „Es verleiht mich lieb, meine Familienverhältnisse vor fremden Ohren ans Licht ziehen zu müssen. Gezwungen durch das unerhörte Verfahren, daß man gegen mich geübt, mögen die Herren wissen, daß das Amethystkollier meiner Mutter gehört. Geldnot zwang mich, mir darauf Geld zu verschaffen. Um unserer Familie den Schmuck zu erhalten, entschloß ich mich zu dem geringeren Erlös und brachte ihn dem Pfandver-

leher, woselbst ich ihn zu jeder Zeit wiederbekommen kann.“ Das klang so klar und natürlich, daß man dem Erzähler wohl hätte glauben dürfen, wäre nicht das Streitobjekt gestohlen gewesen. Der Staatsanwalt hatte spöttisch gelächelt; „Sie erzählen uns ein Märchen, Angeklagter! Nicht Ihre Mutter, sondern die Frau Baronin Olga von Reisner ist die Eigentümerin des Kolliers, das ihr gestohlen wurde.“

Aufmerksam hatte Belling zugehört. „Eine Baronin Olga von Reisner?“ wiederholte er, ohne die Pointe zu beachten. „Die Dame ist eine Schwägerin meiner Mutter; ich wußte gar nicht, daß sie jetzt hier wohnt. Durch ihre Heirat mit meinem Vater entzweite sich meine Mutter mit ihrer Familie, sodaß keinerlei Beziehungen mehr zwischen uns bestehen.“

„So, wie aber sollte ihre Mutter in den Besitz des Schmuckes gekommen sein, der ihrer Schwägerin Olga gestohlen worden ist?“

Die Augen des Ingenieurs flammten: „Ich wiederhole, Herr Staatsanwalt, daß der in Rede stehende Schmuck meiner Mutter gehört und daß das Schloß das Monogramm ihres Mädchennamens trägt: O. v. R. — Ottilie v. Reisner?“

„Ich denke anders, Angeklagter“, hatte der Staatsanwalt widergesprochen. „Sicher hat Ihre Mutter Ihnen von dem kostbaren Familienschmuck erzählt gehabt. Nun in der Not erinnerten Sie sich des Kleinods. Vielleicht beabsichtigten Sie zugleich auch einen Racheakt gegen die vom Schicksal begünstigte Verwandte —.“

„Ich verfmähe es, hierauf zu antworten.“

„So wird dies Ihre Mutter für Sie besorgen. Ihre Gewalt ist notwendig; sie soll geholt werden.“

„Meine Mutter, kam es erschrocken aus Bellings Mund. Ich bitte, dies zu unterlassen. Sie ist schwach und sehr nervös; die Aufregung würde ihr schaden.“

Der Einwurf blieb erfolglos. Ein Bote wurde zu Frau Belling geschickt. Allein des Ingenieurs Befürchtung erfüllte sich. Frau Belling war infolge der Aufregung und Gemütschüttung von einem Nervenchock befallen worden und nach Aussage des Arztes vernehmungsunfähig.

Die auf der Reise sich befindliche Baronin von Reisner wurde benachrichtigt, daß der Dieb samt dem gestohlenen Kollier gefunden sei, das Verhör bis zur Rückkehr der Eigentümerin vertagt und der Ingenieur wieder in Untersuchungshaft abgeführt.

Inzwischen hatte Ilse Stephan, die Kontoristin und Tochter des Pfandverleihs, die an jenem Unglücksabend von ihrer Mutter in ihrem Zimmer eingeschlossen wurde, mit Einsicht gehört, daß Belling verhaftet war. Nach siebender Mädgenart sann sie auf Wege, wie sie die Unschuld des Gelebten, an der sie nicht zweifelte, sowie seine Befreiung erwirken könne. Just in derselben Stunde, als vor dem Hause Kaiserstraße 44 eine mit Koffern beladene Droschke hielt und die Baronin von Reisner zurückbrachte, erschien Ilse Stephan in der Villa und bat flehend die Baronin um einige Augenblicke Gehör. Die Dame kniete vor einem geöffneten Koffer; um sie vertreut lagre viele Garderobe und Reisegepäck.

Angenehm berührte von Ilses Schönheit und Anmut, hörte sie deren Anliegen an. Von dem Hergang im Pfandhaus, von ihrer Liebe zu Belling und daß er, trotzdem der Verdacht gegen ihn, nicht der Dieb sei — sein könne.

„Ingenieur Belling?“ fragte die Baronin und ihre Hand strich über die Stirne. Dann leuchtete es plötzlich in ihren Augen auf: „Mein liebes Fräulein!“ sagte sie, Ihre Zuversicht an Belling hat sie nicht betrogen! Der Ingenieur ist mir verwandt, doch verfehren wir nicht miteinander. Unauslöschlich ist mir aber die Erinnerung an den Tag, als mein lieber Mann mir und seiner Schwester, der Mutter Bellings, die damals noch Mädchen war, jedem ein Amethystkollier schenkte. Die beiden Kolliere waren sich zum Verwechseln ähnlich, zumal auch das Monogramm — O. v. R. stimmte. Der Ingenieur Belling hat also tatsächlich das Kollier seiner Mutter versezt. Wie sehr bedauere ich dies! Wiederverständnis! Mein Kollier habe ich damit nun freilich nicht wiederbekommen, bin aber doch aufrichtig froh, zu Bellings Befreiung beitragen zu können.“ — Die erlittene Kränkung war für Belling der Glückstern, welcher ihm durch die Baronin zu dem erforderlichen Geld verhalf, um seine Erfindung ausführen und seine Ilse heimführen zu können.

Eine Eheschule

Die Jugend von Kansas City scheint an gefährlichen Eheschulen zu leiden, denn der Reverend Dalton, der würdige Pastor der Volkskirche, hat sich veranlaßt gesehen, eine „Eheschule“ zu gründen, deren Zweck es ist, in der Gemeinde das Heiraten zu fördern und populär zu machen. Vor einigen Tagen berief er die jungen Herren und Damen zu einer Kirchenversammlung und erklärte, daß seiner Meinung nach jeder Junggeselle von 24 Jahren, der 75 Dollar im Monat verdient, heiraten müsse, ebenso wie jedes Mädchen von mehr als 18 Jahren. Und er, der Reverend Dalton, wolle dafür sorgen, daß dies auch geschehe. Und so begründete er zu diesem Zwecke einen Heiratsklub und feste 50 Paare auf die Liste. Den Mitgliedern des Klubs hält der wackere Seelenhirt jetzt wöchentlich Vorlesungen über „Brautwerbung“, „Liebe“, „Einkauf von Möbeln“, über „Kochen“, über „Sparen“ und über „Kindererziehung“, wobei jeder Vortrag mit einer eindringlichen Beweisführung schließt, daß man nie schnell genug in den Hafen der Ehe einlaufen könne. Und je eher das 50 Paare des Heiratsklubs von Kansas City den Mut zu diesem Entschluß aufbringen, desto besser sei es für sie, ja bei der Eheleistung gilt nach der Überzeugung des Pastors als erste Regel der alte Rat: „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.“



Nützliche Winke

Gier en sauce. Die Gier werden hart gesotten, falt geöhlt und halbiert. In einer Pfanne wird Butter warm gemacht, eine Kelle Mehl darin gerührt und mit Fleischbrühe abgedünnt. Das nötige Salz, weißer Wein oder einige Tropfen Essig damit vermengt und die Sauce bei gehöriger Dicke heiß in die Platte über die Gier geschüttet.

Gebadete Nudeln. Man bereitet einen Nudelteig aus einem eiroten Stückchen Butter, zwei ganzen Eiern und einem Dotter, einer Prise Salz und so viel Mehl, als zu dem Teig erforderlich ist. Dann treibt man ihn mit Voricht so dünn wie möglich aus, zerfneidet ihn in kleine fingerbreite Nudeln und bakt diese in heissem Schmalz goldbraun. Man reicht eine Weinlance dazu.

Kartoffeltorte. Man reibe gesottene kalte, mehlige Kartoffeln, bis man 500 Gr. hat; zerklopfte acht Eigelb mit 375 Gr. Zucker, bis sie schaumig sind; gebe 125 Gr. gestoene Mandeln hinzu und eine abgeriebene Zitronenschale, sowie den Saft der Zitrone. Nun röhre man die Kartoffeln darunter, mische zum Ganzen den steifgeschlagenen Eierschnee und backe diese vorsügliche Torte in einer mit Butter bestrichenen Form.

Um **Barflecken** aus **Kleidungsstückern** zu entfernen, nehme man 1 Chlößel Salmiakgeist, 4 Chlößel starken Weingeist und 1 Chlößel Salz, schüttle das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wende es mit einem Schwamm oder einem wollenen Lappen an. Mit dieser flüssigkeits kann man alle Öfflecken, desgleichen auch Barf- und Fettflecken auswaschen. Flecken von Harz und Teer auf Tuch müssen erst mit Butter erweicht werden.

Ein einfaches und billiges Mittel gegen Wanzen ist Amoniak. Es wirkt sicherer als alle Tinkturen, welche zum Anstreichen der Möbel usw. bestimmt sind, weil das Gas leicht in die feinsten Spalten eindringt. Man stellt in einem initisierten Zimmer mehrere flache Tassenhalter mit etwas Salmiakgeist hier und da auf, hält das Zimmer mehrere Tage streng verschlossen, worauf man dann durch Öffnen von Fenster und Türen für Wiederherstellung reiner Luft sorgt. Wenn der Verdacht auf Wanzen begründet war, das heißt, wenn wirklich welche da waren, so wird man wohl zwar tote, aber keine lebende mehr finden. Sind mehrere Zimmer initiiert, so fest man dort das Verfahren fort.



Neues vom Büchermarkt

Nach des Tages Mühs. Fünfzig Gedichte eines Arbeiters von August Brüllmann. (72 Seiten) 80. Zürich 1912. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. Gebunden in Leinwand Fr. 1.80 (Mt. 1.50). — Dieses kleine Liederbuch bietet uns die schlichten poetischen Erzeugnisse, gleichsam die Feiertagsfrüchte eines mittler im gereichten, werktäglichen Leben lebenden Mannes. Echt und ungestellt muten uns diese von einem warmen Lebenshauch umwitterten Weisen an, die so volkstümlich ihrem Gehalte nach sind und als anspruchlos in ihrer formalen Technik. Der Dichter selbst weist darauf hin, daß seine Verse weder

als klassisch noch als mustergültig eingeschätzt werden wollen; aber es sind aufrichtige und der Künstlerischen Formung keineswegs entbehrende Stimmungsbilder aus den Feiertagsstunden eines von Glück und Not durchzitterten, reichbewegten Arbeiterselbsten, die ihr Entstehen einer beachtenswerten Freude am Schönen, an befreiemendem Wort, an erlösendem Klang zu danken haben. — Was die Frauenehrt ganz besonders ansprechen wird, das sind die in so warmen Herzenssönen erklingenden Lieder, die sowohl der Mutter und der Familie gewidmet sind. Die Schlichtheit der Sprache zeigt, wie wahr die Gefühle für die Mutter und die Familie sind, die wirklich aus der Seele stammen und tatsächlich empfunden, nicht bloß anempfunden sind. Wie tief spricht z. B. das nachfolgende „An die Mutter“ gerichtetes Lied, den Müttern zum Herzen:

„Ein kleiner Kreis ist zugemessen
Dir Mutter, auf der Erde bloß,
Doch niemals darfst du es vergessen;
So klein und so unendlich groß.
Was Edelstes war zu vergeben,
Gib dir der Schöpfer in die Hand:
Den Kindern, die dich froh umschwaben,
Zu bilden Herz und den Verstand.
Der Vater lehret wohl die Seinen
Des Lebens Ernst, des Lebens Pflicht;
Doch groß zu sein im scheinbar Kleinen;
Das liebe Mutter, kann er nicht.
Und sollte Dankbarkeit dich fließen,
Das stolze Ziel ist Opfer wert:
Zu guten Menschen zu ersieben.
Die Kinder, die dir Gott geschenkt.
Wenn einst sie dich zu Grab getragen,
So ist's ein Wort, das hoch dich ehrt,
Wenn sie bei guten Werken sagen:
Das hat die Mutter uns gelehrt!“

Ganz besonders ansprechend sind auch die Gedichte „Stummes Leiden“ und „Kranzverteilung“. Aus allen aber spricht das abgeklärte, ruhige Gefühl des schlichten, tüchtigen, mit seinem befeindenden Los zufriedenen Mannes der Arbeit. Mit Ansehung des sehr billigen Preises hat der Verleger jedenfalls dafür gesorgt, daß das Büchlein reichen Absatz und verdientes Heimatrecht findet.

Zur ges. Beachtung! Bei Adressen-Aenderungen ist es abso-
lut notwendig, der Expedition neben der neuen, auch
die bisherige, alte Adresse anzugeben



Nicht die billigsten aber
96 die besten
sind die Stahl-Drahtspähne

ELEPHANT

Magen- Leidende

finden in Singer's Spezialitäten unübertroffenen Nährmittel.

Singer's hygienischer Zwieback, durch und durch gebaut, leicht verdaulich und sehr nahrhaft, Singer's Magenstengel, Salz bretzeli, Salzstengel, Aleuronat-Biskuit, Singer's feinste Milchiermudeln, nach Hausfrauenart hergestellt, nur eine Minute Kochzeit, werden ärztlich empfohlen und verordnet.

Wo keine Ablage, direkter Versand ab Fabrik. 57

Schweiz. Brotzel- und Zwieback-
Fabrik Ch. Singer, Basel XIII



Garantie für
jedes Paar.
Verlangen Sie bitte
Gratis-Preisliste.

Wir versenden gegen Nachnahme:

Töchter-Werktagsschuh	Nº 26-29	Fr. 4.50	Nº 30-35	Fr. 5.50
Töchter-Sonntagsschuh	26-29	4.80	30-35	5.50
Knaben-Werktagsschuh	30-35	5.80	36-39	7.—
Frauen-Werktagsschuh, beschlagen			36-43	6.50
Frauen-Sonntagsschuh, solide			36-42	6.80
Damen-Schnürschuhe, Boxleder, elegant			36-42	9.50
Damen-Knopfschuhe			36-42	10.—
Manns-Werktagsschuh, Laschen, beschlagen	la	39-48		8.30
Manns-Werktagsschuh mit Haken	la	39-48		8.50
Herren-Sonntagsschuh, solide		39-48		8.50
Herren-Sonntagsschuh, Boxleder, elegant		39-48		11.—
Herren-Sonntagsschuh, Boxleder, Derbyform		39-48		11.50
Militärschuhe, solid, beschlagen	la	39-48		10.50

Eigene mech. Reparaturwerkstätte Elektr. Betrieb

Rud. Hirt & Söhne Lenzburg



Apparate für Schönheitspflege,

Gesichts- und Körpermassage,
Manicure sowie Haartrocken-
Apparate und Heissluftdouchen
liefern billigst, unter Garantie für
erstklassiges Material und tadel-
lose Funktion.

E. KURMANN, SURSEE-STATION
— Illustrierte Prospekte gratis —

Bettlässeen

Befreiung sofort. Angabe des Alters
Versandhaus E. Schmid, Herisau
111 Preis Fr. 5.50

Seidenband
Seidenstoffe
Samte
Spitzen
Spitzenstoffe
Tüll
Galons
Borden
Entredoux
Knöpfe
empfehlen billigst
Wwe. Früh & Sohn 203
St. allen
Rosenbergstrasse 93